

## Der Roghi

Geld zu seiner Rache bekam, war ein Geschenk des Himmels. Da nannte ich meinen neuen Gefährten Roghi und ließ ihn in den Stall meines Hauses geleiten.

Daß Roghi mir die Pflege dankte, war selbstverständlich, nach acht Tagen bereits gelang es nur noch mit Mühe, den Hut des Franken, den ich trug, an seinen Hüftknochen aufzuhängen, und bei einem Ritt durchs Land war er einem Kanter nicht mehr abgeneigt. Aber daß hinter dem Gaul noch etwas anderes steckte als ein Gebrauchspferd, sollte ich bald erfahren.

Jeden Morgen um die vierte Stunde, wenn die Sonne aus dem Meere tauchte, mußte Abdullah hinunter an die See und den Roghi waschen, seine Wunden kühlen und selbst seine braunen Glieder den Fluten darbieten. Da unten geschah es. So berichtete mir der Anhänger des Propheten. Eine Mra nasrani, eine Christin, sei des Wegs gekommen und hätte ihn angehalten. Dann wäre sie zu dem Roghi getreten und hätte ihren Mund auf seine weichen Nüstern gepreßt. Noch ehe Abdullah sich von seinem Erstaunen erholt, sei sie in eine Nebengasse verschwunden. Ob Roghi sich des Glückes würdig gezeigt, von einer Frau geküßt zu werden? Das wußte Abdullah nicht sicher zu behaupten.

Den nächsten Tag war das gleiche geschehen und den dritten nicht minder. Das machte mich neugierig. Was konnte ein Christenweib ein gläubiges Araberpferd auf die Schnauze zu küssen haben? Ob sie hübsch sei? Abdullah grinste begeistert. Aber sie finden alle Weiber hübsch, diese Mauren, weil sie nie andre als ihre eigensten sehen oder die fürchterlichen Hexen der öffentlichen Liebe. Welches Stammes? Sie habe arabisch mit ihm gesprochen, aber sie schiene eine Französin zu sein.

Weiter war nichts zu erfahren. Ich mußte schon selbst hinab, trotz früher Stunde und angeborener Faulheit. Natürlich ritt ich, statt Abdullah das Pferd führen zu lassen. Aber keine Europäerin erschien. In den Straßen lagen wie erschlagene Mehlsäcke die Schläfer, am Strande hockte über einem Feuer ein zerlumpter Riffbewohner, und eilig trieben ein paar verschleierte Frauen Pferdchen mit Kohlenkörben zu Markte. Aergerlich kehrte ich nach Hause zurück und holte meinen Morgenschlaf nach. Den andern Tag hatte Roghi wieder das Glück eines Frauenkusses gekostet. Da ließ ich Abdullah den Gaul vor mir herleiten und schritt zu Fuß in behutsamer Ferne nach.

Diesmal traf ich es besser. Aus einer Seitengasse trat eine Frau heraus, sie umschlang den Hals meines Pferdes mit beiden Armen, bog den Kopf zu sich herunter und küßte

ihn, scheu, zart, und ihre Augen hatten einen verlorenen, schmerzlichen Glanz. Als sie mich erblickte, ließ sie langsam von dem Tier, wandte den Kopf und ging, ehe ich sie ansprechen konnte, eilig davon. Ich versuchte ihr zu folgen, aber in dem engen Gewirr einer Araberstadt kann sich ein Mensch so schnell verlieren wie eine Stecknadel in einem Heuhaufen.

Sie kam nicht wieder. Ich hatte sie nur zu flüchtig gesehen, um mir ihr Gesicht einzuprägen, das schön war und traurig. Um so mehr ging mir die Sache nach. War mein Roghi ein verzauberter Prinz aus dem Märchen? Wir lebten ja im Lande von Tausendundeiner Nacht, und wo so vieles wahr geworden, was jene gedichtet, wo der Mantel, den man ausbreitete, um über die Meere zu fliegen, jetzt täglich vor unseren Augen erscheint, wo man über Meilen und Meilen sehen, sprechen und schreiben kann, warum sollte nicht auch ein Zauber im geheimnisvollen Afrika stecken, der Menschen zu Tieren wandelt?

Immerhin zog ich es vor, des Rätsels Lösung näher zu suchen. Was ich vom Schicksal meines Roghi wußte, war ja wenig, aber vielleicht zeigte mir das den Weg.

Ich ging in die Gassen der Stadt, ließ es mich nicht verdrießen, in schmutzigen Kaffeehäusern auf insektenvollen Matten Abende zu verbringen, dem eintönigen Klang der Schildkrötengeige zu horchen, den Feuerfresser zu belohnen und den süßen Duft des Haschisch zu ertragen. Ich lauschte auf viele Märchen von gestern und heute, ich suchte nach heimlichen Anhängern des gestürzten und vernichteten, gemordeten Roghi, ich fand sie, aber wenn ich auf den Toten zu sprechen kam und seine Umgebung, dann verstummten sie scheu, sie trauten dem Fremden nicht und wußten nicht, wie weit sie nicht den Sultans treuen verdächtig waren, deren Spion ich sein mochte.

Doch das Dunkel sollte sich lüften. Eines Tages erschien im schwarzen Kaftan verbindlich lächelnd ein marokkanischer Jude bei mir. Wir kannten uns bereits. Er hatte zuweilen ein sonderbares Stück aus dem Inneren an mich verhandelt, und wir waren Freunde geworden. Mein Freund Nahon hatte ein paar Dinge mitgebracht, die mich gar nicht interessierten. Ich merkte bald, daß er das wußte und daß er nur nach einem Vorwand suchte, mich zu sprechen. Er wollte etwas von mir. Was es war, verheimlichte er noch geschickt. Wollte er mich zum Spekulieren in Hassani, der Landesmünze, verleiten, oder mich in aller Unschuld an einem Waffenschmuggel beteiligen? Ich bekam es nicht heraus und